



UNIVERSITÄTS-  
BIBLIOTHEK  
PADERBORN

## **Universitätsbibliothek Paderborn**

### **Die Ungleichheit menschlicher Rassen hauptsächlich vom sprachwissenschaftlichen Standpunkte**

**Pott, August Friedrich**

**Lemgo [u.a.], 1856**

Vorrede.

**urn:nbn:de:hbz:466:1-15667**

## Vorrede.

Das Buch, welches hiemit dem Publikum zu — falls verdient — freundlicher Aufnahme übergeben wird, war ursprünglich auf nichts als eine beurtheilende Anzeige des Gobineau'schen Werkes angelegt. Noch während der Ausarbeitung jedoch ging die Zeitschrift, für welche letztere bestimmt war, ein. Da nun überdem gleichzeitig durch eine unerwartete Störung, die in mein, nicht erst seit gestern vorbereitetes Werk über die Albanesische Sprache und deren (überaus wichtige) verwandtschaftliche Bezüge hemmend eingriff, augenblicklich eine für anderweitige Studien freie Muße mir auferlegt wurde: fühlte ich mich zu Erweiterung meines Planes aufgefordert. Es ward jetzt schnell der Entschluß gefaßt, bei dieser sich an den Weg stellenden Gelegenheit, unter Anknüpfung an Hrn. v. Gobineau's Ideen, welche ich mir nicht durchweg habe aneignen können, — Dies und Jenes, wie die gemeine Redeweise will, von Dem an den Mann zu bringen, was über all gemeinere Menschen-Betrachtung, und ganz insonderheit vom sprachwissenschaftlichen Gesichtspunkte aus, ich seit lange auf dem Herzen trug und dessen ausgedehntere Berücksichtigung, aus mancherlei Gründen, mir auch sehr am Herzen liegt. In der anspruchloseren Form eines bloßen Annexums aber, sagte ich mir, worin du die paar dir etwa über die Ungleichheit des menschlichen Geschlechts aufgegangenen Gedanken und Wahrheiten vorträgst, entgehst du hoffentlich leichter der Gefahr, daß man an deine Schultern Anforderungen stelle, zu deren Befriedigung ihrem Besitzer die ausreichende Kraft gebricht.

Ich konnte und wollte mir einzelne, indeß, wo möglich, doch auf einen lichtvollen Gesamteindruck hinwirkende perspektivische Einblicke geben in meinen Gegenstand; übrigens einen beinahe endlosen Stoff, den mit einiger Vollständigkeit zu bewältigen noch, sogar Jahrhunderte hindurch, des angestrengtesten und sorgsamsten Fleißes vieler, sehr vieler



wird die Zukunft benöthigt sein. Also keine erschöpfende Ausführungen, deren auch nur den kleinsten Theil selber ganz ins Werk zu setzen dem Einzelnen schon allein die Länge der Kunst neben des Lebens Kürze versagen würde.

Vielleicht aber gesteht man meiner gegenwärtigen Arbeit, die auf allgemeiner ansprechende Anknüpfungspunkte unserer, der Sprachforscher, Kunst zu anderen menschheitlichen, darunter hauptsächlich den ethnologischen, Studien die Blicke auch eines größeren wissenschaftlichen Kreises mit bedeutungsvollen Winken zu lenken bestrebt ist; vielleicht, sage ich, gesteht man ihr das Verdienst einer propädeutisch, obzwar bei weitem nicht nach allen Seiten hin, in eben jene Kunst einführenden Belehrung zu, weniger für Eingeweihte als für die zahlreichere Menge außerhalb der Kunst Stehender berechnet. Und es sollte mich freuen, wäre mir gelungen, von Letzteren den Einen oder Andern wenn auch nicht zu selbstthätiger, doch zu lebhafter passiver Theilnahme an den mancherlei äußerst fruchtbaren und beziehungsreichen Ergebnissen hinüber zu ziehen und dafür zu erwärmen, welche die neuere Sprachforschung — im Vergleich zu ihrer Jugend — schon in wirklich, so scheint mir, staunenswerthem Umfange ans Licht des Tages gefördert zu haben sich berühmen darf.

Die Hauptpunkte, worüber hier verhandelt wird, bringt das Inhaltsverzeichnis in, wie ich denke, charakteristisch auszeichnendem und schnellem Ueberblicke vor das Auge des Lesers, und so wäre, an jetziger Stelle abermals darauf zurückzukommen, überflüssig. Besser wird, bedünkt mich, der Raum zu noch einigen nachträglichen Bemerkungen über das umfangreiche Werk des Hrn. v. Gobineau benutzt. Längst nämlich, nachdem mein Buch sich schon im Drucke befand, erhielt ich erst im Herbst 1855 die im gleichen Jahre erschienenen zwei letzten Bände durch des Hrn. Vfs. Güte zugesandt. Waren sie früher in meinen Händen: dann mußte natürlich Manches im Buche anders gefaßt werden. Von meinem Gesammturtheile mich abzubringen indeß hätte der jetzt vollständig mir vorliegende Rest \*) des vielumspannenden und anziehenden Werkes kaum vermocht.

\*) In den Bdn. III. und IV. werden, außer einigen der zuunterst ge-



Hr. v. Gobineau weiß, vermöge der von ihm aufs Tapet gebrachten Völker-Chemie (ein Ausdruck, dessen er sich einmal selber, III. 280., bedient), den historisch gewichtvollsten Völkern der Erde jeden Tropfen von fremd her aufgenommenen Blutes in ihren Adern, und nicht nur, von welchem anderen Volke, von welcher Menschenrasse er im gegebenen Falle herrühre, sondern auch bis auf die Procente nachzuzählen, z. B. auf der Tabelle III. 275., welche die ethnischen Elemente aus den Zeiten von Cincinnatus mit denen zusammenstellen soll, welche zu der Epoche vorhanden waren, worin der „große“ Dictator Sulla lebte. Desgleichen nicht minder genau, wennschon im Grunde doch nur in, rücksichtlich des Wie im Besondern ziemlich eintöniger Weise, ob vortheilhaft oder nachtheilig? die Wirkung von welcherlei Sorte Blut er vorbekommt, anzugeben, die dasselbe auf das gerade in Rede stehende Gemisch geäußert hätte. Ueberhaupt erscheint dem Urheber dieser Lehre sein Verfahren so geringer Täuschung ausgesetzt, als etwa das des Chemikers, der bei dem Zusammenbringen verschiedener Elemente mit, so zu sagen, prophetischer Sicherheit demjenigen Erzeugnisse entgegen sieht, welches, ward kein zu beobachtender Umstand verabsäumt, daraus gesetzmäßig hervorgehen muß. Ich kann diese Zuversicht, bei dem besten Willen, nicht theilen. Gewiß ist nicht leicht Jemand dem Hrn. Grafen so dankbar, wie ich, für sein eifriges Nachspüren nach all den unabweigbar in buntester Mannichfaltigkeit durch die Geschichte — aufgeschrieben oder nicht — sich hindurchziehenden Blutsvermischungen in größerem Maasstabe und deren, wie bisher allerdings lange nicht genug beachtet, für die Geschichte einzelner Völker sowohl, als für den Gang der Weltbegebenheiten überhaupt, ungemein bedeutsamen Einflüssen. Allein, solche *ultra* welcher ein unendlich schwieriger Gegenstand! indem, will man dabei streng methodisch zu Werke gehen und

schichteten und ältesten Bevölkerungen Europa's, wie Thraker, Illyrier, Etrusker, Iberer, noch die Gallier, Römer, Slawen, Germanen nebst den romanisirten Stämmen, sodann die Eingebornen Amerikas, endlich die dorthin übergesiedelten Europäer, hauptsächlich auf ihre ethnischen Verhältnisse hin, angesehen und durchgenommen.



nicht bloß wilden Vermuthungen blindlings die Zügel schießen lassen, deren Ermittlung und Auseinanderwirrung (denn andere Quellen wüßte ich dafür kaum) nur der Geschichte, Linguistik und Physiologie, entweder sie einzeln oder, wo solch seltenes Glück zu haben ist, nach ihrer aller einmüthigen Gesanntheit könnten, und dies sicherlich in den meisten Fällen auch nur mühsam, abgerungen werden. Wie verwickelt bereits die Aufgabe, auch nur den zeitgenössischen Völkern unserer unmittelbaren Gegenwart rückichtlich der Stellung gerecht zu werden, welche sie in physiologischer und linguistischer Hinsicht im großen Haushalte der Menschheit einnehmen. Gewiß nicht aber mindern sich die Schwierigkeiten, geht man ernstlicher an Bestimmung der Völkersynonymik, welche sich durch die einander zeitlich ablösenden Geschlechtsfolgen bis ins ferne Alterthum, so weit zurück als möglich, hinein erstrecken soll. Ein unausbleiblich oft fehlschlagendes Bemühen, sei's nun der vielen historischen Lücken wegen, die, fehlen auch andere, z. B. linguistische Hülsen, sich nicht durch die bloße Phantasie ausfüllen lassen, oder sonstiger Umstände halber, welche das wahre Aussehen der verschiedenen zeitlichen Völkerphasen nach Identität oder auch manchmal Verschiedenheit verdecken, wie häufiger Orts- und Namen-Wechsel der Völker; deren manichfache Durcheinanderwürfelung; ja selbst der zuweilen bei ihnen vorkommende Umtausch von Sprache oder gar theilweise, in Folge von fleischlicher Vermischung, von klimatischer Veränderung u. s. w., der Leibesbeschaffenheit. Wenn eine richtige Vermethode sich den Weg vom Bekannten und Leichteren aufwärts, nicht umgekehrt den auserwählt, welcher vom Unbekannten zum Bekannten herabführt, so wird auch bei Aufsuchung der Völkersynonymien in vielen Fällen gerathener sein, von der bekannteren Gegenwart aus Schritt für Schritt immer weiter zurück aufsteigend in das Dunkel früherer und frühesten Jahrhunderte vorzudringen zu suchen. Uebrigens ist man gewöhnlich in letzter Beziehung wirklich nach dem Laufe der Zeiten aus der Vorzeit zu uns herabgestiegen.

Unter der großen Schaar von Völker- und Rassenmischungen aber, worauf Hr. v. Gobineau viele seiner sonsti-



gen Sätze zu bauen beliebt, ist in der That eine nicht geringe Zahl zu finden, die, weit gefehlt sich für zweifelsfrei ausgeben zu dürfen, gewiß Mancher mit mir, als nur schwach erwiesen oder auch mit vollkommener Willführ angenommen, unmöglich ohne Weiteres sich wird gefallen lassen. Jedoch, hievon abgesehen, ist denn der Mensch, man nehme nun den einzelnen oder den in größere Einheiten zusammengefaßten, nicht etwas Höheres, und, weil vernunftbegabt, ein moralisches und persönliches, darum auch ein freieres Wesen, als der willenlose Stoff, wie des Chemikers Basen und Säuren, der ausschließlich den bestimmt und unabänderlich ihm vorgeschriebenen Gesetzen der Liebe und des Hasses zu folgen auf ewig verurtheilt ist, bei Wiederkehr genau derselben Bedingungen das eine wie das andere Mal sich immer ganz gleich bleiben muß, niemals sich anders verhalten könnte? Mir leuchtet die Nothwendigkeit nicht ein, daß, wie Hr. v. Gobineau als ausgemacht voraussetzt, zwischen den verschiedenen Menschenrassen vollzogene Gesellschafts-Verbindungen und fleischliche Gemeinschaften nach einer der beiden Seiten hin unabweislich müßten Verschlechterungen in moralischer wie intellectueller Hinsicht zur Folge haben, gegen welche aus eignen Mitteln zu reagiren der Mensch vergebens sich abmühete. Welch queres Durcheinandergehen nämlich der Menschenköpfe nach Fähigkeit, Geistesrichtung und Lebensschicksalen nicht bloß im gleichzeitigen Nebeneinander, sondern auch in ihrer, sich ablösenden successiellen Abfolge! Aber wer wagte es, mit den verschiedenerelei körperlichen und Geistes-Eigenschaften des Einzelmenschen, die ihm zunächst von Mutter und Vater her oder noch weiter aufwärts als stammhaftes Gut, möchten erbshaftlich überkommen sein, auch nur hinterdrein und mehr als vermuthungsweise eine Art Berechnung und, entsprechend der vorausgesetzten jeweiligen Herkunft jener einzelnen Eigenschaften, gleichsam eine Zutheilung unter die besonderen Glieder der Vorfahrenschaft vorzunehmen? Nun aber vollends tollkühn müßte der Versuch erscheinen, aus den beiderseitigen Charakteren und sonstiger Beschaffenheit der Aeltern die Natur ihrer Kinder zum Voraus bestimmen zu wollen, indem es ja eine bekannte Sache ist, daß letztere oft-



mals mehr auf den Einen der Beiden im Paare, dann mitunter auf keinen von ihnen, statt dessen aber auf die Großältern arden, andere Male unverhofft ganz aus der Art schlagen, überhaupt zwischen den Kindern derselben Aeltern gar nicht selten der allergrößte Unterschied, keine Gleichartigkeit waltet und besteht. Keinesweges ja auch ist eine vorzügliche Begabung nur an den Stand geknüpft und etwa mit adeliger Geburt nothwendig und stets verbunden. Meint man nun, alle diese der Beurtheilung von Individuen anhaftenden Schwierigkeiten seien in Betreff von Völkern und, im Fall sie gemischt sind, ihren Mischungsverhältnissen geringer? Eher noch: gesteigert. Der sprüchwortliche Satz, den man wohl zu hören pflegt: Was doch aus dem Menschen werden kann! bricht in ein Stammen aus über Wendungen und Schicksale im Leben von gewissen Individuen, die nach den früheren Prämissen ihnen zu prophezeien man nicht den Muth gehabt hätte. Eben so sehr spotteten aber häufig die Völker der von ihnen vorgefaßten Erwartung, indem sie etwa Ein Mann (z. B. Muhammed), Ein plötzlich hinzugetretener Umstand in bis dahin ungeahnte Bahnen fortreißt. Schon ein Volk, so lange noch von außen nie und nirgends sonderlich aufgeregt, und, ich will auch voraussetzen: durch keine Mischung getrübt, sondern schlechtthin in steter stammlicher Gleichartigkeit und Reinheit verblieben, würde sich rücksichtlich des Ganges seiner Geschichte einer nur einigermaßen sichern Vorausberechnung entziehen; wie um Vieles mehr, käme sein vermeintlich nothwendiges Verhalten in neuen Lagen, also namentlich dann, wo es mit frischen ethnischen Zuflüssen versetzt würde, in Frage. Weiter: Hrn. v. Gobineau's Behauptung, daß alle Hauptgeschicke eines Volkes durch das ethnische Angebinde, das ihm in die Wiege gelegt worden, so gut wie ganz allein, bedingt seien (vgl. IV. 333.), reizt zu Widerspruch. Begreiflicher Weise hat ein großer Theil politischer Bewegungen innerhalb eines Staates in den Reibungen der verschiedenen, zumal der stammungleichen Stände an einander seinen Grund. Standesunterscheidung und Bevorrechtung eines oder mehrerer Stände vor anderen aber sind zwar häufigst von Stammes-Unter-



schieden ausgegangen, indem der eine Stamm nach erfolgter Landes-Eroberung sich über den zweiten setzt, auf dessen Kosten nun jener leben und blühen will. Natürlich lange entweder unter offenem oder unter geheimem und nur zuweilen mächtiger hervorbrechendem Widerstreben abseiten der Unterdrückten. Jene Unterschiede können aber auch andere Ursachen haben. Deßhalb unterscheidet z. B. Schömann Griech. Alterth. I. 131 fgg. in dem Kapitel: „Stämme und Volksklassen“ zwar einerseits „Staaten mit einer gemischten und nicht zu einem homogenen Ganzen verschmolzenen Bevölkerung, in denen wir die verschiedenen Stämme auch politisch ungleich berechtigt, also als verschiedene Stände einander entgegengesetzt zu finden erwarten dürfen,“ aber sehr richtig daneben zweitens solche „mit vollklich homogener, wenn auch in Standesunterschiede zerfallener Bevölkerung.“ Mögen nun letztere, die in absolutem Sinne homogen und von Einströmung fremden Blutes rein-geblieben zu heißen verdienten, gar nicht oder selten zu finden sein: gewiß nicht folgt hieraus für Hrn. v. Gobineau ein Recht, darum auf dem Erdboden, streng genommen, kein Volk gelten zu lassen, das nicht etwa bloß aus zwar fremden, vielleicht nur allmählig, z. B. in sprachlicher Rücksicht, ihm erst fremd gewordenen Gliedern freilich immer noch der gleichen Rasse bald mehr bald minder starke Zusätze und Beimischungen in sich enthielte, nein, sogar stets schon ein Compositum wäre, aus gleichsam der Legirung von mindestens zweien Rassen entstanden. Massenweise Kreuzung verschiedener Rassen jedoch wird durch das natürliche Gefühl gegenseitiger Abneigung, wo nicht verhütet, doch erschwert. Wenigstens durchbricht sich diese Schranke in größerer Ausdehnung unzweifelhaft viel seltener, als die, welche Unterschiede in Sprache, Stand, Religion und Bildung allerdings auch öfters dem Commubium setzen. Wollten doch selbst die Chinesen, welche bekanntlich der gelben oder sog. mongolischen Rasse zufallen, vor dem anglochinesischen Kriege den fremden (europäischen und amerikanischen, also weißfarbigen) Kaufleuten nicht zugeben, ihre Familien und Frauen aus Makao mit sich nach Canton zu nehmen. Und zwar, sind Neumann's Worte



(Gesch. des englisch-chines. Kriegs S. 15.), hatte die chinesische Regierung dies nicht, aus Furcht vor antinationaler Mischung, „den barbarischen (so!) Weibern“ gestattet.

Vor Allem aber, mit seiner Theorie, wenn streng folgerichtig durchgeführt, müßte Hr. v. Gobineau, so fürchte ich, bei dem trostlosen Schlusssatze anlangen: der Mensch (natürlich er, der Mensch, hier mehr in Masse denn in Einzelnen gedacht), weil — der Voraussetzung nach — einer unüberwindlichen Naturnothwendigkeit rassenhafter Beschränktheit und den, aus letzterer für ihn abzuleitenden Folgen widerstandlos preisgegeben und verfallen — als freie, sich selbst zu bestimmen fähige Persönlichkeit müßte ausgelöscht werden aus dem Buche der Geschichte, und mit dem Aufhören jeder Verantwortlichkeit bei den Völkern für ihr Thun und Lassen (als Ausfluß lediglich ihrer Abstammungsverhältnisse und darum nicht ihr Werk!) würde auch Angesichts von Wesen, die nur einem starren und unbeugsamen Naturgesetze zu gehorchen gezwungen wären, sogar ein richtender Gott desgleichen aus der Geschichte gänzlich verschwinden müssen. Doch, ich irre mich. Es wird ja den Völkern (und, schärfer hingesehen, räumt Hr. v. Gobineau die Macht auch nur dazu, vollkommen, — allein der weißen Rasse ein) der, übrigens oft selbst schwer vermeidliche Ausweg gelassen, sich von vorn herein gegen eine, dem einen der beiden zusammenstoßenden Theile, ward angenommen, stets unheilvolle Rassenvermischung zu wehren und abzuschließen. Dies (und im langen Verlaufe der Weltgeschichte soll das die Regel sein) zu rechter Zeit verabsäumt zu haben, und, indem man durch solcherlei Mißheirathen gleichsam den Adelsbrief besleckte, seine Nachkommenschaft zu unreinen und schon allein dadurch entarteten und entsittlichten Geschlechtern haben hinabsinken zu lassen: das ist beinahe die einzige Schuld, welche unser Vf. an herabgekommenen Völkern und größeren socialen Gemeinschaften (aber auch so ziemlich an allen, der Reihe nach, in welcher sie von der Bühne abtraten) zu verdammen findet. Freilich in seinen Augen auch eine ganz unverzeihliche, eine wahre Todssünde\*), in-

\*) Vgl. III. 232: C'est le caractère de toute décomposition sociale



dem von ihm alle Schlechtigkeiten, die ein Volk oder eine sonstige große Gesellschaft begeht, alles Unglück, was ihr widerfährt, endlich das furchtbarste Uebel, was sie als solche treffen kann, ihre Auflösung, ihr bloß moralischer oder auch zugleich physischer Tod, auf sie, als ersten verhängnißvollen Schritt und alleinige Grundursache von diesem Allen, geworfen werden.

Hiebei fühlt man nun alsbald die Mahnung, an sich die Frage zu stellen, ob denn eine so furchtbare, die Geschichte entmenschende und entgötternde Allgewalt auch wirklich in ihr tyrannisch herrsche, oder ob der Glaube daran nicht vielmehr eine unerfreuliche Ansicht sei, die nur auf Voraussetzungen und einem Grunde ruhe, die sich widerlegen, der sich erschüttern lasse. Ich vermag mich dieser zweiten Meinung nicht zu entziehen. Wir wollen nur auf einige der Hauptstützen einen prüfenden Blick fallen lassen, deren sich Hr. v. Gobineau unter, es ist schon zum öftern bereitwillig von mir anerkannt worden, unter Aufwendung ausgebreiteter Belesenheit und mit großem Geschicke bedient.

1) Er geht von der möglichst kleinen Zahl von Menschenrassen, die übrigens nichts weniger als naturhistorisch feststeht, nämlich von dreien, aus. Dadurch erhält er einen um desto allgemeineren und uneingeschränkteren Spielraum zu Mischungen, die er nun einmal — um jeden Preis — braucht, und zwar schon da, wo andere Forscher besondere und selbstständige Rassen annehmen.

2) Schlechthin unüberschreitbare Inferiorität der beiden Rassen, der gelben und schwarzen, schon nach ihrer Anlage, gegenüber der allein bevorzugten und von Gott zur Herrschaft gestempelten weißen, und wiederum ein Vorrang der gelben vor der noch tiefer gefärbten schwarzen, gilt ihm beinahe als ein Axiom, wogegen keinerlei Zweifel aufkommen kann. Wo daher auf der Erde nur irgend sich eine hervorragende Stellung von Völkern aufthut, die — für andere Leute — nichtweißen Rassen angehören: da läßt ihn

---

que de débiter par la négation de la suprématie de naissance. Seulement, le programme de la sédition varie suivant le degré de civilisation des races insurgées. Und p. 266 mit 250.



seine These, daß Völkern solcher Färbung das Vermögen, aus eignen Mitteln und auf, von außen durch keine höhergestellte Klasse vermittelten Antrieb zu etwas Nennenswerthem in der Geschichte zu gelangen, völlig abgehe, begreiflicher Maassen keine Ruhe, diesen Emporkömmlingen das Verdienst der Erhebung durch Einträufeln von edlerem Blute (es koste nun dessen Herbeischaffung, und wäre es von andern Enden der Welt her, was es wolle) zu verflümmern und streitig zu machen. Natürlich zur Seite gelassen, was, sich gegen ein solches Verfahren zu sträuben, die bloße Humanität dem Menschen eingeben möchte, wüßte ich es auch nichts weniger als immer mit der Strenge wissenschaftlicher Unvoreingenommenheit und mit dem wirklichen, sich vor unerwiesenen Hypothesen verschließenden Sachbestande in Einklang zu bringen. Im Gegentheil scheint, nach meiner Ansicht, den Verdacht, in einem *circulus vitiosus* sich zu bewegen, nur schwer von sich abschütteln zu können, wer einmal eine Rangordnung der Klassen, welche ich höchstens sehr bedingungsweise (und kaum *de facto*, wie viel weniger *de jure*) einräumte, als Voraussetzung hinstellt, und aus dieser Voraussetzung heraus, wo sich auf dem einen oder andern Punkte der Erde Superiorität oder hierauf erfolgte Inferiorität eines Volkes zeigt, zu weit und rückwärts auf die Nothwendigkeit einer Mischung von ethnischen Bestandtheilen in ihm schließen will, die überdem in Klasse und Farbe verschieden sein müßten.

3) Zu welchen gewagten Behauptungen obiger Satz beinahe unwiderstehlich hintreibe, davon liefert unter Anderem das VII. Kap. des letzten Bandes: *Les indigènes Américains* einen auffallenden Beleg. Culturstaaten, wie Mexiko und Peru, müssen natürlich demjenigen ein Dorn im Auge sein, welcher Menschenstämmen außerhalb der weißen Klasse dergleichen nicht zutraut noch zuzugestehen Lust hat. Demzufolge, um das Vorurtheil gegen die farbigen Rassen nur ja nicht drangeben zu müssen, bedarfs wenigstens einiger Handvoll Weißer \*). Die sind denn auch glücklich genug ge-

\*) IV. 282: Or (?) il n'est dans le monde que l'espèce blanche



funden in den normannischen Abenteurern, welche von Island und Grönland aus allerdings schon vorcolumbische Expeditionen nach einzelnen Theilen der amerikanischen Ostküste unternommen hatten, oder auch vielleicht in jenen kymrischen Britten unter Madoc's Führung. Und diesen Weißen wird auch, nach weiterer Schlussfolge, die dankbare Rolle zuertheilt, in unglaublich rascher Zeit für Mittel- und Südamerika zu zwei Centren einer keinesweges verächtlichen Civilisation den Anstoß gegeben zu haben; eine welche, trotz der nachmaligen Ueberfluthung des Welttheils durch Europäer, seltsamer Weise nie wieder hat unter der eingebornen Bevölkerung zu Stande kommen wollen. Fragt man aber was für Volks man in den Indianern Amerikas selber vor sich habe, so lautet die Antwort: Malayen, von den Inseln des stillen Meeres herübergekommen und an Amerikas Westküsten abgesetzt, in einer Mischung mit einer älteren (ich weiß nicht, ob aus Asien und auf welchem Wege eingewanderten) gelben Bevölkerung, während doch, erinnern wir uns dessen aus unserem Buche S. 60., die gelbe Rasse ihrerseits wiederum soll (in rückläufiger Bewegung?) von Amerika aus durch die Nordostecke Asiens über letzteren Welttheil und nicht nur dies, sondern auch, in der Besonderung von Finnen (hievon nachher) unglaublich weit und vor aller anderen weiten Menschenbevölkerung über fast ganz Europa sich ergossen haben. Und die Malayen? Sind selber schon ein *mixtum compositum* aus Schwarz und Gelb! Und da nun wunderbarer Weise Hr. v. Gobineau meint, die Kunst habe hauptsächlich vom schwarzen Menschentypus (wie z. B. in Assyrien und Aegypten) ihre Anregung erhalten: so wird es uns erklärlich, obschon dadurch nicht glaublicher, wenn IV. 270. so fortgeschlossenen wird: *Il y a donc (done, die weiteren Prämissen lese man dort selber nach) du nègre (!) dans la création des monuments du Yucatan, mais du*

---

qui puisse fournir cette qualité suprême. Il y a donc, à priori (?!), lieu de soupçonner que des infiltrations de cette essence préexcellente ont quelque peu vivifié les groupes américains, là où des civilisations ont existé. Quant à la faiblesse de ces civilisations, elle s'explique par la pauvreté des filons [ohé!] qui les ont fait naître.



nègre qui, en excitant l'instinct jaune et en le portant à sortir de ses goûts terre à terre, n'a pas réussi à lui faire acquérir ce que l'initiateur même n'avait pas, le goût, ou, pour mieux dire, le vrai génie créateur. Also dar um wiesen jene Denkmale auf negrisches Blut in den Adern ihrer Erbauer hin? — — Offenbar höbe die große Verschiedenheit der Indianer Amerikas in der Hautfarbe, die freilich keineswegs immer roth ist, an sich und allein die Möglichkeit einer eignen, ungemischten Klasse für diesen neuen Welttheil (vielleicht, aber auch nur vielleicht mit alleiniger Ausnahme der Polaramerikaner) auf. Doch, dies auf einen Augenblick zugestanden: hat man denn auch, — um von der Schwierigkeit nicht zu reden, wie Polynesier in so großen Massen sollten nach Amerika gelangt sein, um dasselbe allmählig seiner ganzen Länge nach, und, an einzelnen Knotenpunkten, doch gar nicht so spärlich zu bevölkern — hat man schon hinreichende Beobachtungen gemacht, wie Gelbe und Schwarze wirklich Kinder mit einander zeugen, oder doch Kindeskinde aus ihren Lenden hervorgehen lassen, die man für wahrhafte Malayen zu halten hätte, in ähnlicher Weise wie eine fleischliche Vermischung von Weißen mit Negerinnen den Mulatten giebt? Aber noch weiter: ist es erhört, daß nun aus diesem angeblich selbst schon gemischten Malayenblute durch Vereinigung abermals mit Menschen gelber Klasse \*) der Amerikaner habe entstehen können, und namentlich der mit entschieden rother Farbe? Frei heraus gesagt, zu diesem Glauben kann ich mich nicht bekennen. Aus dem bloßen Umstande, daß mehrere Völker an Amerika's Westküste eine braunere Färbung des Körpers zeigen (p. 260.), folgt offenbar noch keinesweges sogleich Ausfluß derselben aus

\*) Leute solcher Art wären z. B. die sog. „Chinesen auf Java oder, besser gesagt, die dortigen Abkömmlinge von Chinesen durch Mischung derselben mit den Javanern, deren Zahl sich jetzt ungefähr auf 200,000 beläuft.“ Leider hat Aquasie Boachie, Prinz von Aschanti, von welchem der Aufsatz über diesen Theil der Bewohner Javas herrührt (D. M. Z. IX. S. 808 fg.), über das körperliche Aussehen genannter Mischlinge sich nicht ausgelassen. Getraut man sich aber, sie etwa, wie man nach Hrn. v. Gobineau's obigen Annahmen fast müßte, mit amerikanischen Indianern auf gleichen Fuß zu stellen?? —



„malayischem“ Blute, und zwar über See her mittelst Polynesier. Seit wann legt denn die Naturwissenschaft, statt der tiefer einschneidenden physiologischen Unterscheidungszeichen, auf Farbe das alleinige Gewicht? Und haben wir nicht auch von der mannichfaltigen Abstufung des Negertypus in Betreff seines Colorites unverwerfliche Zeugnisse vernommen, ohne daß wir daraus allein dürften auf ein Durcheinanderwerfen verschiedener Rassen bei ihm schließen, was man nun doch — aus keinem bessern Grunde — mit dem Indianer im neuen Welttheile vorhat? Mich setzt ein solches Spiel, welches mit ethnischen Verwandtschafts-Nachweisen zum Theil in überaus rascher und leichter Weise getrieben wird, nicht wenig in Verwunderung. Was soll man unter Anderem zu der p. 248. beigebrachten Aeußerung Picking's: „The first glance of the Californians satisfied me of their malay affinity“ sagen? Ganz gewiß doch eine etwas übergenügsame Art, schon vom ersten Anblick eines Volkes sein Urtheil über dessen genealogische Herkunft bestimmen, ja gleichsam vorweg gefangen nehmen zu lassen! Sollte die Methode gelten: alsdann müßte auch schon jede vom ersten besten Laien hingeworfene Behauptung über verwandtschaftliche Verhältnisse von Sprachen (welcherlei Feststellungen übrigens, woran kein Kundiger mehr zweifelt, eine Sache sind, die eine unendlich aufmerksame Sorgfalt und unglaubliche Mühen erheischt) in der Beurtheilung von Völker-Affiliationen eine einflußreiche Stimme haben, während ihr von Rechts wegen keine, ganz und gar keine gebührt, sie müßte denn sich durch gehaltvolle, der Sache entnommene Gründe Gehör verschaffen. Man nehme ein weiteres, kaum um Vieles probhaltigeres Beispiel aus S. 250., wonach nicht nur Physiologie, sondern auch, wird behauptet, Linguistik einträchtig in dem Ergebnisse zusammenklängen, „daß die Völker Amerikas haben, unter allen Breiten, un fond commun nettement mongol.“ Davon leuchtet weder das eine noch das andere bis zur Ueberzeugung ein. Um nur bei dem Sprachlichen stehen zu bleiben. In dieser Hinsicht findet sich, unter Absehen vom Othomi, dessen Beweiskraft von uns schon im Buche selbst (S. 256.) zurückgewiesen ist, zum vermeintlichen Be-



weise hiefür nichts als Folgendes. Zwar die Sprachen Amerikas, welche indeß (beiläufig bemerkt) durch alle Zonen hindurch noch lange nicht genug auf diesen Punct hin angesehen worden, sonst, so viel man im Allgemeinen beobachtet hat, bei einer gewissen, wohl ziemlich durchgreifenden Ebenmäßigkeit ihres (des sog. polysynthetischen oder aggregativen) Gesammtbaues, — die man sich gleichwohl auch nur, als eine verhältnißmäßig bedeutende, nicht zu übertrieben vorstellen darf — namentlich lexikalisch, weit, oft völlig auseinander gehen, sind durch eine tiefe Kluft von den Sprachen des östlichen Asiens abgeschieden. Das wird von den Herren nicht in Abrede gestellt. Allein, darauf macht Prescott die feine und überraschende Schwenkung: „Die Sprachen Amerikas sind trotz dem Allen von einander unterschieden, und, wenn dieser Grund genügte, um jene Verwandtschaft der Eingebornen des neuen Continents mit den Mongolen zu verwerfen, so [nun?] müßte man dieselbe Argumentation auch (wider alle Möglichkeit) zulässig finden, um die amerikanischen Nationen von einander völlig loszutrennen und isoliren.“ Wem spränge aber nicht, bei einigem Nachdenken, das Eigenthümliche dieser Schlußart alsbald in die Augen? Also, weil aus der (in einer Rücksicht nur relativen) Sprachdifferenz der eingebornen Amerikaner unter einander keine Rassenverschiedenheit für sie fließt, darum — kann nicht bloß, trotz ihrer, unendlich tiefer als dort auf den Grund gehenden Spaltung in Sprache und (wer mag es ernsthaft bestreiten?) auch in Leibesunterschieden, welche Amerikaner und Asiaten von einander trennt, dennoch die beiderseitige Bevölkerung ein gemeinsames Band rassenhafter Verwandtschaft umschließen; o nein, mehr als dies, das thut es wirklich? Nun allerdings, um das Banner einer und derselben Rasse kann, das bezweifelt Niemand, aber muß nicht, eine Mehrheit stammverschiedener Sprachen sich scharen. Es verträgt sich Sprachungleichheit, auch im strengeren genealogischen Sinne, mit Rassen-Einheit, d. h. innerhalb letzterer. Ganz etwas Anderes indeß wäre es, wollte ich von genanntem Satze die mißbräuchliche Anwendung machen: hier oder dort sind stammverschiedene Spra-



chen vorhanden; daraus schließe ich auf Rassen-Einheit jener Völker zurück, deren Erbtheile sie sind. Noch nie jedoch hat vom bloßen Können der Schluß zugleich auf Wirklichkeit des Möglichen gegolten. Auch überrede ich mich

4) schwer, mindestens bei dem beschränkten Stande unseres jetzigen Wissens, von der Möglichkeit, aus psychologischen Wahrnehmungen, die man an Völkern gemacht haben will, haltbare Folgerungen sogar in Betreff etwaiger Rassen-Antheile verschiedener Farbe zu ziehen, die in der vorausgesetzten Zusammensetzung jener Völker enthalten wären. Urtheile der Art gestattet sich freilich Hr. v. Gobineau in Menge und mit großer Unbefangenheit, gleich als verstände sich ihre Richtigkeit nur so von selbst. Schlagen wir Beispielshalber IV. 255. auf. Da werden wir belehrt, daß, weil der Indianer Sinn vorzüglich nur auf das Nützliche und Materielle gerichtet sei, und, weil in den Beziehungen zu nahen Anverwandten bei ihnen gleichgültige Kälte statt finde, diese Umstände uns ermächtigen, in ihnen, wo nicht das vorherrschende Uebergewicht, doch wenigstens das fundamentale Vorhandensein der gelben (hinterasiatischen) Rasse anzuerkennen. „So, wird fortgeföhren, gewährt die Psychologie wie Linguistik und überhaupt wie Physiologie, den Schluß, daß finnisches (mongolisches) Wesen verbreitet ist, in mehr oder minder starker Menge, über die drei großen amerikanischen Abtheilungen des Nordens, des Südwesten und Südost.“ In der That aber, vermag die Physiologie ihrerseits (und das ist äußerst zweifelhaft!) einen verwandtschaftlichen Zusammenhang zwischen der rothen und gelben Rasse nicht aufrecht zu erhalten und glaublich nachzuweisen: dann fallen solche ganz generelle psychologische Auffassungen, zumal ihnen, sahen wir, alle linguistische Unterstützung fehlt, machtlos zu Boden. Außerdem, anbelangend das der Gleichgültigkeit gegen Verwandte entnommene Argument, so will ich jetzt nicht fragen, in wie weit dieselbe in Amerika verbürgt sei. Aber in Asien? Wer wüßte nicht von der äußersten Pietät gegen Aeltern, welche der Katechismus der Chinesen den Kindern beständig vorschreibt und als eins der unverbrüchlich-



sten Grundgebote der Moral ihnen aufs schärfste einprägt? Damit contrastirt nun freilich der Brauch des Kinderaussetzens, welcher in dem reich bevölkerten, zum Theil überbevölkerten China gar nicht selten in Anwendung kommt. Hr. v. Gobineau würde sich bei solchem Widerspruche leicht zu helfen wissen. Wie bald wäre dem ausgewichen, indem man hier nur das Kinderaussetzen auf Rechnung des gelben, die Pietät aber auf die des weißen Blutes zu setzen brauchte, welches letztere nun einmal Alles hervorgebracht haben soll, was sich Lobenswerthes am Chinesen findet! An einer anderen Stelle (p. 279.) heißt es: „Mit ihren Eigenschaften und ihren Fehlern neigte die peruvianische Civilisation den weichlichen Voreingenommenheiten (*les molles préoccupations*) der gelben Art zu, während die wilde Lebhaftigkeit (*activité féroce*) des Mexikaners unmittelbarer melanische Verwandtschaft bezeugt. Man begreift zur Genüge, daß bei der tiefen ethnischen Massen[?] = Mischung im neuen Welttheile es eine unhaltbare Annahme sein würde, heutigen Tages noch die Schattirungen genau feststellen zu wollen, welche aus der Amalgamation ihrer Elemente entspringen.“ Solche Bescheidenheit wäre auch anderwärts, und noch in weitans größerem Umfange, sehr wohl angebracht. Unter vier Dingen, die Hr. v. Gobineau an der aztekischen Civilisation auszusetzen hat (wie Versäumniß, Thiere zu zähmen, Mangel an eigentlicher Schrift, geringe Schifffarth) stehen, mit Recht, die priesterlichen Schlächtereien (*les massacres hiérarchiques*) oben an. „Man begreift,“ wird hinzugefügt, „daß die Verachtung des Lebens und der Seele die entwürdigende Quelle solchen Gebrauches war, und [dies begreife ich meinerseits gar nicht] *résultait naturellement du double courant noir et jaune qui avait formé [?] la race.*“ Rühren die spanischen *Autodafé's*, welche Rom, wo nicht immer anordnete, doch begünstigte, auch etwa von der Beimischung Iberischen (d. h. angeblich gelben) und des heißeren (nach Hrn. v. G. mit Schwarz versetzten) Maurischen Blutes her, das, zusammt dem weißen, des Spaniers Leib durchkreuzen soll?! — Ein leiser Schimmer von Romischem aber glitzert auf der etwas eignen Wendung, welche unser Autor



bei Berührung der Redegewandtheit zu nehmen nicht verschmäht, wodurch sich, wie bekannt, die Indianer bei öffentlichen Berathschlagungen vortheilhaft auszeichnen. Nicht genug, daß diese sich hiedurch mit seinen Vorwurf zuziehen (p. 254.): *Les sauvages d'Amérique sont des républicains extrêmes* (haben etwa von ihnen den Republikanismus die Nordamerikaner erlernt?); es wird auch bei dieser Gelegenheit gegen alle politische Beredsamkeit geeifert. *Donc, liest man p. 273., puisque les Mexicains honoraient si fort l'éloquence, c'est une preuve que leur aristocratie même n'était pas très-compacte, très-homogène. Les peuples, sans contredit, ne différaient pas des nobles sous ce rapport. Da liegt's! Einer Aristokratie, welche sich in der unverkürzten und noch von keinem plebejen Munde bestrittenen Macht, zu befehlen und ihren Befehlen Nachachtung zu verschaffen, befindet und fühlt, der genügt — warum nicht? — ein immer kurzes und — in Aussicht auf nebenher angedrohte Strafen — auch bländiges Commandowort. Sie verlangt nur ein einfaches Gehorchen, und sehnt sich nach keinerlei Widerrede, am wenigsten nach einer, die stark wäre durch Rechtsgründe und vorgetragen mit der Wucht der Wahrheit, welchen die Parrhesie und das bloße pectus sogar dem einfachen und ungekünstelten Worte giebt. Allein eben so wenig geizt sie für sich selber nach dem Ruhme eines Cicero. Wen brauchte sie auch, wo nicht zu überzeugen, doch zu überreden? Uebrigens hätte ja, dünkte ich, außer Amerika, die Aristokratie verschiedener Länder, z. B. in Rom und England, sehr wohl die Redekunst verstanden und ausgeübt, (oder läugnet der Vf. das?) in Zeiten, wo sie noch in voller Blüthe stand.*

5) Kommen wir jetzt auf des Vfs. Meinung, als wäre die gelbe Rasse, und zwar in deren Finnischer Abzweigung, allen übrigen Geschlechtern in Europa der Zeit nach vorausgegangen. Worauf stützt sich ein so kühner Gedanke? Weder, das ist unumstößlich, auf Geschichte, und noch weniger auf linguistische Thatsachen. Es ist schlechterdings unwahr, daß etwa *Euskara* \*), d. h. die polysynthetische Sprache

\*) W. v. Lüdemann Bl. f. lit. Unterh. 1855. Nr. 46. S. 347.: „Der Volksstamm der Basken, dieses trotz aller Mühen ungelöste Räth-  
\*\*



der Basken; oder das Etruskische, soweit unsere kümmerliche Einsicht in die ärmlichen Reliquien von ihm ein Urtheil zuläßt; oder endlich die Sprache der Schkipetaren oder Albanesen, welchen Abkömmling des Altillyrischen man, es bleibe hier ununtersucht, bis auf welchen Punkt richtig, mit dem Indogermanismus vereint hat, kurz daß auch nur eines von diesen Idiomen, welche das letzte Echo der wahrscheinlich ältesten, aber bis auf Weniges zusammengeschmolzenen, ja, wie bei dem mittelsten der Fall, völlig verstümmten Stämme unseres Welttheils ausmachen, sich dem Finnischen Sprachbau näherte. Nicht einmal entfernt: eher widersprechen sie ihm. Was man aber in ganz veralteter Weise von ein Paar Wurzel-Verwandtschaften fabelt, die man, z. B. Arndt, zwischen Finnisch und Baschisch aufgefunden haben wollte, so würden sie, wenn ächt, an sich nicht gar viel beweisen, und außerdem hat noch nicht einmal ein der Sache wahrhaft Kundiger sie auf der Kapelle geprüft, sind sie wirkliches Gold, oder, was in Etymologicis leider zu häufig dafür ausgegeben wird, bloßes Schein- und Katzengold.

Nast und seine Zeitgenossen hatten es ihrerseits noch wenig begriffen, wie unvollkommen und schlechterdings ungenügend eine Sprachvergleichung und die aus ihr abgezogenen Schlüsse über Völkerverwandtschaften bleiben müßten, im Fall

---

sel der Ethnographie, dieser undefinirbare Rest einer europäischen Urbewölkerung, älter als die Einwanderung der Pelasger und Celtiberier, dieser letzte blühende Zweig eines völlig abgestorbenen Racenbaumes der Menschen wird in seiner liebenswürdigen und merkwürdigen Eigenthümlichkeit von der Verfasserin (Claire v. Glümer: „Aus den Pyrenäen“) richtig gewürdigt. Man weiß, daß A. [nein, Wilh.] v. Humboldt mitten im Lande der Basken lange und anhaltende Studien darauf verwandte, Anknüpfungspunkte für die Geschichte des Ursprungs der Basken zu entdecken. Er fand nichts Entscheidendes und mußte sich damit genügen lassen, einen sprachlichen Zusammenhang [auch unwahr: bloß gewisse Analogieen im Sprachbau] mit Völkerstämmen Amerikas als wahrscheinlich nachzuweisen. Nach ihm hat auch der Schreiber dieses sechs Wochen in dem heimlichen Ustarriz mit gleichen Studien beschäftigt zugebracht, ohne dem Ziel viel näher zu kommen. [Das glaube ich gern.] Das Problem scheint eben unlösbar zu sein. Der Baske selbst sagt nur: die Baschensprache (das Bascienza) hat Gott gemacht; darum nennt sie Alles beim rechten Namen; alle übrigen Sprachen, Französisch, Catalanisch, Spanisch, sind [so Nationaleitelkeit!] Erfindungen von Menschen, die gesündigt haben und keine Einsicht besitzen“ u. s. w.



man Wörter= oder (oft fälschlich sog.) Wurzel=Vergleiche bloß aufs Gerathewohl hin anstelle, d. h. ohne die stete Controle grammatischer Analyse, welche allein erst eine Einsicht nicht nur in den inneren Bau der verglichenen Wörter, sondern auch in den Gesamttypus der verglichenen Sprachen, und bei den einen wie den andern nach ihrer gesetzmäßigen Form an sich, und so auch in der von uns gesuchten Gegenseitigkeit zwischen ihnen verleiht. Allein Rask kann auch unmöglich einen Augenblick ernsthaft Baskisch zum Finnischen gehalten haben: sonst wäre es als dieses Forschers noch unwürdiger zu bezeichnen, wenn er auf Autorität eines wissenschaftlich so unergiebigem Schriftstellers wie Arndt (über die Verwandtschaft der Europäischen Sprachen, 1819) hin es (Zendspr. 1826. S. 69.) „sehr wahrscheinlich“ findet, „daß das Baskische (in Spanien) zu demselben Geschlechte gehört, wie das Finnische und Samojedische, daß die Keltische Sprache (in Großbritannien und Frankreich) manche Bestandtheile desselben Ursprungs enthalte.“ Weiter (es lohnt den Versuch hieher zu setzen und mit Wenigem zu beleuchten) wird fortgeföhren: „Klaproth (Archiv für Asiatische Literatur) hat bewiesen (?), daß die Kaukasischen Sprachen (mit Ausnahme der Ossetischen und Dugorischen, welche zu der großen Medischen Classe gehören, also zu dem Sarmatischen \*) Geschlechte) sehr große Verwandtschaft (?)

\*) Rask versteht darunter den jetzt so geheißenen Indogermanischen Stamm, sowie unter der Skythischen Sprachklasse Diejenige, welche wir gegenwärtig bald die Tatarische, die Altaische, Uralische, Turanische u. s. w. heißen, und die, nach dem ihr linguistisch angewiesenen Umfange, die fünf großen Hauptabtheilungen: Tungusisch, Mongolisch, Türkisch, Samojedisch und Finnisch unter sich begreift. Es hat sich nämlich Rask sehr unüberlegter, ja abgeschmackter Weise verleiten lassen, seine Benennungen neuerer Sprachelassen von alten, ethnisch ja so gut wie völlig unaufgeklärten Völkernamen, wie Sarmaten, Skythen, Thraker, herzunehmen. Man darf sich nicht darob verwundern, daß, in Ermangelung fast jeden Anknüpfungspunktes, um hinter die Sprache der genannten Völkerstämme (denn das wäre der springende Punkt der Sache) zu kommen, des Rathens, wohin sie die Ethnologie zu bringen, welchen noch lebenden Menschengeschlechtern beizugesellen hätte, kein Ende werden will. Von der Geschichte (der aber in dieser Angelegenheit wie in allen ähnlichen für sich keine eigenmächtige Entscheidung zusteht), werden sie, je nach dem Belieben der Schriftsteller, bald hiehin bald dorthin gestoßen und umhergewor-



haben mit der Samojedischen und anderen Nordasiatischen Sprachen; und ich glaube, daß man zu diesen Kaukasischen Sprachen auch noch die Georgische rechnen kann. In meiner Unters. über den Urspr. der Altnord. Spr. habe ich (S. 112 fgg.) zu beweisen gesucht, daß die Finnische Völkerschaft in den ältesten Zeiten über den ganzen Norden, und also auch in Dänemark verbreitet gewesen, und (S. 116 — 118) bemerkt, daß die Grönländer zu demselben Geschlechte gehören. [Bemerkten ließe sich das zwar auf noch kürzerem Raume, allein zum Erweise von dergleichen reichen keine zwei Seiten aus!] Nimmt man nun alles dieses zusammen [ja freilich!], so sieht man [aber wie!], daß das Skythische Geschlecht sich ununterbrochen, von Grönland über den ganzen Norden von Amerika, Asien und Europa bis Finmark ausbreitet, und in den älteren Zeiten bis zur Eider oder Elbe, ja wieder in Britannien, Gallien und Spanien sich vorfindet, so wie vom Weissen Meere bis jenseit des Kaukasus. Diese Menschenrasse scheint auf solche Weise dem allergrößten Theile von Europa seine ältesten Bewohner gegeben zu haben, und zerstreut worden zu sein, zuerst durch Einwanderung der Keltischen Stämme, welche sich mit ihnen in Gallien und auf den Brittischen Inseln vermischten, sodann durch die Gothischen Stämme, welche auch in Scandinavien vor Odins Zeit, und zum Theil noch lange nachher, sich mit ihr in Verwandtschaft einließen; endlich, durch die Slawischen Stämme, welche jetzt den größten Theil von ihr beherrschen.“ Die Eskimos werden, z. B. durch Blumenbach, es fragt sich jedoch außerordentlich, ob mit Recht, von der Amerikanischen Rasse getrennt, und, eben so wie auch die Lappen Europa's, der sog. mongolischen Rasse in Asien zugeordnet. Um deswillen ziemt es sich nicht, über etwaige Sprach-

fen. Genau genommen mit gleichem Rechte, das heißt hier Unrechte. Billiger Weise sollte sich doch wenigstens die Sprachforschung enthalten, nicht durch Unterschieben von Bekanntem aus der Jetztzeit an Stelle alter Namen, deren Sachsinne wir, ehrlich eingestanden, nicht kennen, die Präension zu begründen, als wisse man etwas, was man in der That nicht weiß, und dadurch namenloser Verwirrung in der Geschichte Vorschub zu leisten.



bezüge zwischen Grönländern und Stämmen der Mongolischen Klasse, wozu sprachlich auch die Finnen gehören, so ohne Weiteres verneinend abzusprechen. Aber auch hier tritt der entschieden polysynthetische Charakter der Grönländischen Sprache (Gallatin in *Transact. of the American Ethnol. Soc.* Vol. I. p. 32.) dem Versuche, letztere an den, seinem Gesamttypus nach agglutinirenden Turanischen Sprachstamm, wovon auch, trotz seiner größeren Hinneigung zu eigentlicher Flexion, das Finnische ein Glied ist, anknüpfen zu wollen, hinderlich in den Weg. Oder wären denn nicht, gleichwie man deren in Nordamerikanischen Idiomen in Menge findet (s. S. 253), auch folgende Grönländische Wörter und Formen wahre Wortungeheuer nach ächt polysynthetischer Einverleibungs-Methode gebildet? Z. B. bei Kleinschmidt, Grönl. Gramm. S. 56.: *takunarpuitit*, man sah dich; *takunarpuse*, man sah euch. *Unatarnekarpok*, er hat die Folgen des Geprügeltwerdens (blaue Flecken, Wunden u. s. w.). S. 154.: *orningikaluarungma kamarkajakaunga*, wenn du nicht zu mir gekommen wärest, so wäre ich böse geworden. *Siagdlingikatdlarmat*, als es noch nicht — d. h. ehe es regnete. S. 157.: *ornikuminingitdluinaraluakause*, man hat (d. i. ich habe) zwar durchaus kein Verlangen zu euch zu kommen. Also, in solchem Betracht, sehr ähnlich in dem Idiome der Cree z. B. (Howse Gramm. p. 214.) *sàke-h-áh-gun-ewoo* He, or they, love him, or them (Fr. on l'aime). *Ké sáhge-h-íg-oowó-g* They love you. P. 111.: *Tah bóok-óogahn-aégáhdásenenéh* (obl. case) He shall not be break-boned. P. 285.: *Ge kéese-missina-h-èg-eáne ne gá wúthaw-in* When I shall finish-writing I will go out. Ferner im Lenni Lenape oder Delaware z. B. (Zeisberger Gramm. p. 85.) *K'witschewihummenakup* You went with us. P. 152.: *Matta milgussiwakpanne* If or when it had not been given to me. P. 161.: *Apitchanehellewak* They have a contrary wind. *Sokelankpanne* If it had rained. — Desgleichen im Peruanischen (v. Tschudi Re-



hua = Sprache I. S. 65.) Apahuancaynikichikpak, damit ihr mich tragt u. s. w. — Eben so verwickelt nun ist das Baskische Verbum, worin (laut W. v. Humboldt im Mithr. IV. 322.) jedes Verbum verschiedene (fog.) Voces hat; jede Vox verschiedene Conjugationen; nachher jede Conjugation (wie in allen anderen Sprachen) verschiedene Modi, Zeiten, Zahlen und Personen. Voces sind in jedem Verbum 8; Conjugationen in allen Voces zusammen (man denke sich!) 206. In einem Wiegenliede S. 331. steht ein Ausdruck, der hier genügen mag, um das Einsprossungs-System auch der Baskischen Sprache an einem Beispiele zu versinnlichen:

Ceuc gura — d — o — zu- n egunen baten,

Du wollen — es — thust — Du - end Tages eines,

d. i. eines Tages, wo Du es willst. — Wer nun hienach Sprachen, wie Grönländisch, Baskisch und die Tatarischen (oder Turanischen) Sprachen in einen Zusammenhang wahrhaft genealogischer Verwandtschaft zu bringen unternimmt, der übernimmt damit die Pflicht, nicht bloß zwischen ihnen physiologische Textur-Ähnlichkeiten aufzuzeigen, sondern auch, wenn diese ihr Grundwesen träfen, noch drüber hinaus zum Nachweise genetischer und etymologischer Uebereinkommnisse, d. h. einer Ursprungs-Gleichheit in Wurzeln, Wörtern, grammatischen Formen. Bisher aber hat man aus dem großen Tatarischen Sprachstamme noch nicht einmal einen, dem Amerikanischen und Baskischen Einverleibungs-Systeme nahekommenen physiologischen Sprachcharakter herauszuklauben vermocht; und trotz solcher Annäherungen, die im Allgemeinen ja jede Sprache mit jeder hat und haben muß, wie z. B. Türkisch sevdir-ish-e-mek Not to be able to make one love one another (M. Müller, Turanian lang. p. 28.), möchte das auch, bei dem völlig anderen Grund- und Gesamt-Typus der Tatarischen Sprachen, unendlich schwer halten. Man bilde sich aber nicht ein, als wäre mit Erfüllung dieser Forderung (sie einmal als erledigt vorausgesetzt) auch schon der zweiten (wieder ein ganz anderes Ding) Genüge geleistet, welche auf eigentliche Stammes- und Ursprungs-Gleichheit der Sprachen und Völker geht. — Jul. Klapp-



roth \*) hat nirgends, was freilich auf dem niederen Standpunkte der Sprachvergleichung, über den er sich nicht zu erheben verstand, wenig zu verwundern, auch zuletzt (Asia Polygl. S. 133.) nichts weiter behauptet, als daß sich merkwürdiger Weise „eine große Menge ähnlicher Wörter finde, welche die Kaukasischen Sprachen mit nördlichen, vorzüglich Finnischen und Samojedischen gemein hätten.“ Daraus folgte aber, nähmen wir die Richtigkeit der Beobachtung auf einen Augenblick an, noch nichts mehr an sich, als eine etwas lebhaftere Berührung gedachter Sprachclassen unter einander. Welches Vertrauen können zudem so von der Oberfläche abgeschöpfte Wörtervergleiche erwecken? wenn ihnen, als gleichberechtigt, eben so gut deren z. B. mit Europäischen Sprachen zur Seite gestellt werden, wie Awarisch *hashti* (Beil) und Deutsch *axt* (ohne t Goth. *aquizi*, *Ahd. achus*), nebst Frz. *hache*, welches letztere ohnehin mit *axt* (Diez *Etym. Wb.* S. 4.) gar nichts zu thun hat,

\*) Den Unverstand seines Asia Polygl. S. IX. fg. von ihm selbst entwickelten Systems habe ich bereits Berl. Jahrb. Juli 1832. Nr. 8. S. 60 fg., wie ich glaube, hinlänglich beleuchtet. Wer, wie er, grammatische Vergleichung principiell nur „als nicht ganz unnütz“ dulden will, hat sich, nach heutigen Begriffen, selber sein Urtheil geschrieben. Es ist aber merkwürdig, daß schon bei ihm ein Satz vorkommt, den nachmals Bunsen, und zwar nicht ohne die Präntension, als sei diese (obnehin mehr als problematische) Weisheit eine neue Erfindung, wiederholt aufwärmte. „Nur bei der Stammverwandtschaft“, heißt es, „darf man auf den grammatischen Bau der Sprachen Rücksicht nehmen, der aber auch da, wo er [in wie weit?] abweichend ist, nicht zum Beweise gegen die Schlüsse dient, die man aus der Uebereinstimmung der Wurzeln [sind auch Wörter schon — Wurzeln?] zweier Sprachen ziehen kann.“ Fast genau Bunsen's Ansicht, nur von Letzterem unendlich geistvoller ins Licht gestellt. Dann die Rußanwendung: „Es ist zum Beispiele jetzt keinem Zweifel mehr unterworfen, daß das Persische und Deutsche zu demselben Stamme gehören. Hätte man aber nur die Grammatiken beider Sprachen verglichen, so würde man schwerlich auf dieses Resultat gekommen sein.“ [Aber eine einseitige Vergleichung des persischen Lexikons hätte allenfalls auf Einstellung des Neupersischen in die Semitische Sprachklasse geführt. Es wäre aber lächerlich, das eine oder andere, Grammatik oder Lexikon, vernachlässigen zu wollen, wo man Sprachverwandtschaften zu ermitteln denkt, die solchen Namen verdienen sollen.] „Eben so wenig, wie man zwischen dem Englischen und Deutschen Aehnlichkeiten finden würde, wenn man, ohne auf die Wörter zu sehen, nur den Bau beider Sprachen vergliche.“ Bei diesen Worten zeigt sich nun der jetzt Gottlob verrottete Standpunkt Klaproth's in seiner ganzen hilflosen Blöße.



vielleicht gar (wegen prov. *apcha*) an *M. Lat. hapiola* (*securicula*) DC. angeknüpft werden müßte. Vgl. frz. *ache* (*apium*, jedoch in einer Feminalform) und *achier* (*apiarium*) durch affibilirenden Einfluß des *i*. — Einer gerade entgegengesetzten Einseitigkeit schuldig macht sich *M. Müller*, wenn er in seinen *Suggestions* und in dem *Letter on the Turanian lang.* 3. B. p. 27. 55. das Baskische und nicht minder die Sprachen, welche *Klaproth* trotz ihrer beträchtlichen Abweichung von einander unter dem bloß geographischen Gesamtnamen „Kaukasischer“ zusammenfaßte, ohne viel Besinnens dem, durch ihn so unermesslich erweiterten „Turanischen Sprachstamme“ einverleibt, und in Wahrheit doch nur auf obigen Grund hin und mittelst einiger dürftiger Ähnlichkeiten mit diesem, welche er den Idiomen Spaniens und des Kaukasus abgekaut hat. Dabei darf man nicht vergessen, daß diese Ähnlichkeiten nicht etwa etymologischer Natur sind, sondern rein grammatischer und gedanklicher, d. h. aller Einhelligkeit in lautlich-körperlicher Rücksicht ermangeln.

Obgleich ich es sonst nicht liebe, statt eindringender Gründe Behauptung gegen Behauptung zu setzen: so bin ich doch hier durch die Enge des Raumes zu einer solchen Ausdrucksweise in Betreff unseres Gegenstandes beinahe gezwungen. Ich will es daher nur kurz sagen: daß südlich vom baltischen Meere, etwa von der Weichsel westwärts gegangen, in Europa je wäre ein Finnischer Stamm dauerhaft ansässig gewesen, ist eine Vermuthung, die sich linguistisch durch Nichts begründen läßt. Berührungen einzelner germanischer und slawischer Stämme mit Finnen, wollen wir auch von den Magyaren absehen, sind unleugbar, ja bestehen bis auf diesen Tag. Allein Finnen, oder doch sprachliche Unverwandte von ihnen, in Deutschland, Schweiz, Italien, Großbritannien, Frankreich und auf der Pyrenäischen Halbinsel sucht man vergebens. Habe ich gleich einmal selbst am Ende der Einleitung zu meinen *Etym. Forsch.* ein paar Lautähnlichkeiten zwischen keltischen Wörtern und esthnisch-finnischen zusammengetragen: so lehrt doch der ironische Schlusssatz zur Genüge, wie fern mir der Gedanke liegt, etwa Keltisch mit Finnisches



unter einen Hut zu bringen. Europa hat unstreitig alle seine menschliche Bevölkerung, auch die ursprünglichste, von Asien erhalten, und zwar, mit Ausnahme der Mauren in Spanien oder etwa noch (was übrigens aus vielerlei Gründen unwahrscheinlich) der Iberer, welche Einige, z. B. schon Leibnitz, ebenfalls aus Afrika über die Meerenge von Gibraltar einwandern ließen, von oberhalb oder unterhalb des schwarzen Meeres her. Demnach würde auch das eine oder andere Sprachpartikeln, welches die westländischen Idiome, Baskisch und Keltisch, vielleicht mit Finnischen Sprachen gemein und aus ihnen haben möchten, um deswillen noch nicht ein weiteres Hineinreichen Finnischer Stämme in Europas Westen rechtfertigen. Nicht nur die Kelten, sondern auch die Iberer, (diese nachweisbar noch in Frankreich und spurweise in Italien und auf seinen Inseln) saßen ehemals weiter zurück gen Osten. Recht wohl also könnten sie schon von da, die unter allen Umständen, wenn überhaupt wahrhafte, nur äußerst geringen Spuren sprachlicher Einwirkung von Finnischer Seite empfangen und auf ihrem Wege mit sich nach Europas Westenden fortgetragen haben.

Womit will nun, die Frage werde jetzt wiederholt, der Graf Gobineau seinen Satz beweisen, Europa's älteste, aller übrigen vorangegangene Bevölkerung gehöre der gelben Rasse an, während, von den auf Europäischem Boden bekanntlich sehr jungen Magyaren und Osmanen Absehen genommen, Europa höchstens an seinem Nordostende (in Lappen, Finnen, Esthen u. s. w.) eine Einwohnerschaft aus jener Rasse in sich birgt? Davon später. Jetzt nur die Bemerkung: man würde aus dieser geographischen Stellung und gleichsam Lagerungsstätte der Finnen, die sich weithin nach Sibirien in Asien zurück erstreckt, im fernen Osten, und nicht im Westen unseres Welttheils, eher darauf schließen, sie seien in ihm erst Nachzügler und, so zu sagen, eine Schicht nicht von älterem, sondern von vergleichsweise jungem Datum. Im Allgemeinen nämlich bezeichnet gewiß die räumliche Aufeinanderfolge der Völkerstämme, vom äußersten Westen Europas rückwärts gerechnet, zugleich die zeitliche Reihenfolge ihrer Einwanderung, indem unstreitig die vorausgegangenen Ge-



schlechter durch die Kraft des Stoßes von Osten nachdrängender Völker immer weiter gen Westen vorgeschoben wurden, bis dem Zurückweichen der allerersten Vordermänner das atlantische Meer eine unüberschreitbare Schranke setzte. Demnach hat man guten Grund, die Iberer Spaniens (wovon die Basken einen schwachen, in gebirglicher Zurückgezogenheit erhaltenen Ueberrest vorstellen) wenigstens in dieser Richtung als den allerältesten Grundstock Europäischer Bevölkerung, gleichsam als das Urgestein zu betrachten, auf welchem sich dann, wenigstens in dem Raume zwischen den beiden Nordmeeren und im Süden den Gebirgszügen der Alpen und des Hännus, allmählig Kelten, Germanen, Slawen\*) hinter einander auflagerten. Außer dem Fortstoßen vor sich her bleibt freilich zweitens auch Durchbrechen einer fremden Völkermasse und Zurseiteschieben in zweierlei oder auch nur einerlei Richtung nach rechts und links hin denkbar; und so erfordern namentlich die beiden südlichen Halbinseln, Italien und Griechenland, außerdem Scandinavien, wegen ihrer seitlichen Lage noch einen neuen Maßstab der Beurtheilung in Betreff ihrer successiven Bevölkerungsgeschichte. Wohin man z. B. die Einwanderungszeit des Lateinisch-Griechischen Stammes setzen soll, ob z. B. zwischen Iberer und Kelten, oder zwischen die Letzten und Germanen, bleibt mit Bestimmtheit angeben zu wollen äußerst mißlich. Uebrigens darf man nach dem ganzen, wenn ich mich so ausdrücken darf, geologischen Verhältnisse der Sache wohl ziemlich sicher annehmen, die gabelförmige Trennung der sprachlich sich so nahverbundenen Lateinisch-Griechischen Völkermasse setze gleichsam mit Nothwendigkeit

\*) Wenn Hr. v. Gobineau die Germanen gewissermaßen hinter die Slawen, und der letzteren Anwesenheit in Europa wenigstens 4000 J. (III. 11.) setzt, und also die Slawenwelt erst nachmals von Germanen gleichsam durchbrochen wähnt: so beruht diese Vorstellung auf gewissen Phantasien von Slawisten, mittelst deren Namens-Ähnlichkeiten, wie Veneti (illyrischen, d. h. nicht slawischen, sondern mit den Albanesen gleichsprachigen Stammes) und Venetes (Vannes in Armorika, wo das Keltendiom des heutigen Basbretou zu Hause), z. B. von Schaffarik Alterth. I. 257 fg., auch Weleten in Batavien II. 568., mit Wenden, Wilzen u. s. w. in etwas weit ausgreifendem und zu patriotischem Sinne ausgebeutet werden.



ein ziemlich gleichzeitiges Ergießen derselben nach Süden voraus, hier westlich durch Italiens Nordost-Ecke der homoiglotten Sikelier, Oskier, Sabeller, Latiner, Umbrier (dies ihre Aufeinanderfolge von Süden nach Norden), dorten östlich der Hellenischen Stämme vom Norden (ob über Kleinasien her, ganz oder theilweise, bleibe dahin gestellt) in das eigentliche Griechenland, welches auf der großen, von der Donau abwärts belegenen Halbinsel die südlichste Stelle einnimmt. Einzel-, aber keine Massen-, Einwanderungen (wie, wenn man z. B., in sachlich fast ganz undenkbarer Weise, die Etrusker auf eine Lydische, die Latiner mit der weitläufigen Sippe ihrer übrigen Sprachverwandten in Italien auf eine troische Ansiedelung von einer Handvoll Leute ernstlich zurückzuführen den Muth hätte) konnten von Süden über das Meer her, kaum über die Meerengen im Osten (Adriatisches Meer und Hellespont) erfolgen. Sowohl Griechenland als Italien sind, das ist mir wenig zweifelhaft, bevor sie auf ihrem Boden den indogermanischen Stamm der Latino-Gräken sahen, von durchaus anders gearteten und allophylen Volksgeschlechtern bewohnt gewesen, und mitten zwischen diese hinein, zum Theil durch sie hindurch haben sich in einer vergleichsweise erst spätern Einwanderungs-Zeit von oben her, d. h. in der Hauptrichtung von Norden nach Süden, keilartig latino-gräke Stämme gedrängt, welche aber in politischer wie geistiger Beziehung zuletzt so sehr die Oberhand gewannen, daß die früheren Einwohner anderer Herkunft in Folge von Unterjochung oder doch Zurückdrängung durch jene sprachlicher und sonstiger Selbstständigkeit und Eigenthümlichkeit entweder völlig oder doch fast ganz verlustig gingen. Daß aber diese, den Indogermanen in Italien und Griechenland vorausgegangenen Bevölkerung aus Finnen bestanden habe, oder auch nur überhaupt aus Stämmen, welche aus den weißen Rassen heraus- und der gelben zufielen, wäre eitel, und dazu sehr unbegründete, Vermuthung. In Italien nämlich finden sich, jetzt die Etrusker mit einem noch fast ganz unaufgeklärten Idiome, welche allerdings aus den Alpen scheinen sich gen Süden herabgezogen zu haben, und die vergleichsweise erst spät eingewander-



ten Kelten im cisalpinischen Gallien außer Acht gelassen, wenn auch in sehr abgeschwächten Spuren, doch kaum verkennbar die Reste von zwei außerindogermanischen Völkerstämmen vor, die aber, je westwärts und ostwärts, über Italien hinausreichen. Siehe meinen Art. Indogerm. Sprachst. in der Ersch' und Gruberschen Encycl. S. 76. Nämlich Iberer und Illyrier, jene an der West-, diese an der Ostküste, woraus ziemlich sicher folgt, die ersteren bezeichnen den zurückgebliebenen Nachtrab ihrer durch das südliche Frankreich nach Spanien hinweggezogenen (in den Basken fortlebenden) Brüder, die zweiten dagegen Vortrabs-Colonnen ihres weiter zurück im Osten postirten Mutterstockes, wovon in den heutigen Albanesen noch äußerst bemerkenswerther Weise ein Häuflein seine Tage gefristet hat. — Was nun aber Skandinavien und die Finnenstämme am Südgestade des baltischen Meeres anbetrißt, so leidet keinen Zweifel, daß sie dem Aufwärtsdrängen durch germanische und slawische Stämme allein, oder hauptsächlich, diese ihre unwirthlicheren Wohnplätze am Nordbranze von Europa verdanken, und daß sie vor dieser Umwälzungs-Epoche allerdings dereinst, schwerlich jedoch westwärts von der Weichsel, auch etwas südlichere Sige einnahmen. Nur sind auch hievon die Spuren vertilgt. Bloßer Unverstand konnte Länder, so schwacher Bevölkerung fähig, wie Norwegen und Schweden, für eine *vagina gentium* je ausgeben und dafür wirklich einmal halten. Einzelne Kühne, z. B. normannische, Abenteurer, gewiß, konnten von da ausziehen, selbst ferne Reiche stiften, keine — an Zahl reiche Völker. Vielmehr, da ehemals, wie man jetzt weiß, z. B. in Schweden, sogar bis nach Schonen herunter, noch verstreut Finnische Sprach- und Völkerinseln vorkommen, was wäre glaublicher, als daß die Einwohnerschaft der skandinavischen Halbinsel frühest in Finnischen Stämmen bestand, die östlich über Finnland her einwanderten; dazu aber später Germanen kamen, die meerwärts (eben so, wie in historischer Zeit, Angelsachsen nach England) hinübersegelten und von unten auf immer größeren Boden gewannen, indem sie die alte finnische Bewohnerschaft



vor sich her in den Norden zurücktrieben und dort eingedämmt hielten?

Dies meine, übrigens besseren Gründen in keinerlei Weise vorgehende Ansicht über die Zeitfolge, in welcher allmählig unser Welttheil aus dem mütterlichen Asien, wovon er ja ohnehin in mehr als einem Betracht nur ein Anhängsel, allmählig seine Bewohner erhielt. Hr. v. Gobineau, wie zum Dessen bemerkt, ist anderer Meinung. Er entnimmt aber sein Haupt-Argument einer Quelle, welcher wir bisher absichtlich noch mit keinem Worte gedacht. Alle übrigen, worauf er sich Bd. III. Cap. 1. z. B. S. 2. stützt, sind von uns bereits im Obigen, als nicht stichhaltig, verworfen. Der Beweis nämlich, daß Europas Urbevölkerung Leute gelber Rasse, und zwar im Besonderen finnischen Stamms, ausgemacht hätten, wird in einer Reihe von alten, über alle historische Erinnerung hinausliegenden Denkmalen gesucht, deren Vorkommen sich von Spanien an durch ganz Europa hindurch bis nach Rußland fort, dann weiter über Sibirien, ja jenseit der Behringstraße, in die Prairien und Wälder Nordamerikas hinein bis an die Ufer des oberen Mississippi erstrecken soll. Diese Denkmale aber, namentlich darunter Tumuli, wird wohl mehr behauptet als überzeugend aufgezeigt, wären unter sich so gleichartig und zugleich so verschieden von Allem, was die Wissenschaft z. B. Kelten oder Slawen, oder gar Phöniken, Römern und Griechen zusprechen müsse, daß gedachter Umstand auf Stammesgleichheit ihrer Urheber führe, und zwar immer von? — (dieser Schluß schlägt, seiner gelehrten und zum Theil scharfsinnigen Begründung ungeachtet, meines Bedünkens, was Amerika und Europa anbetrifft, dennoch fehl) gelber Rasse (III. 17.). Volk's Mund schreibe dergleichen häufig Zwergen oder Feen zu, und hierin dürfe man kleiner gestaltete Völker, wie eben Finnen, suchen. Aber wie? hat denn Hr. v. Gobineau nicht bedacht, daß die Volksfage noch viel häufiger von Hünen-Gräbern und Riesen-Betten, nicht minder von Ryplopen-Mauern, spricht und sich somit in Betreff der etwaigen ethnischen Wirklichkeit, die ihr zum Grunde liegen mag, selber aufhebt? Ueber seine etymologischen Ausdeutungen der Namen für Zwer-



ge und ähnliche Schöpfungen der Einbildungskraft aber, wie unter Anderem von *Πυγμαῖοι*, was aus Skr. *pīta* (gelb) und goth. *guma* (Mann) stammen soll (III. 43.), wird Schweigen die zugleich mildeste und beste Kritik sein.

6) Wir kommen endlich zum Schluß von des Hrn. Grafen Arbeit und zu gleicher Zeit zu dem unseres, über Gebühr ausgedehnten Vorworts. Es ist nicht meine Schuld, wenn mit dem Ende sich nur schwer wird das frohe Bewußtsein vereinen lassen: „Ende gut Alles gut.“ Denn leider schreitet, nach Hrn. v. Gobineau's Vorstellung, die Menschheit so wenig noch aufwärts, daß sie vielmehr bereits im raschen Herabsteigen begriffen ist von dem Gipfel, den (und mit welcher Sisyphus-Anstrengung!) zu erklimmen sie überhaupt fähig war. Man werfe in dieser Hinsicht alle Hoffnungen auf eine noch vollkommene Zukunft für unser Geschlecht als trügerischen Schein von sich. „Der Herrschaft des Menschen auf der Erde (IV. 358.) ist im Ganzen höchstens die Dauer von zwölf bis vierzehn Jahrtausenden bestimmt, und diese zerfällt in zwei Perioden: die eine, welche vergangen ist, wird gesehen, wird besessen haben die Jugend, die Kraft, die intellectuelle Größe unseres Geschlechts; die andere, welche begonnen hat, wird dessen im Abnehmen begriffenen Gang erkennen zur Alterschwäche.“ Um Christi Geburt, welche ins 6. oder 7. Jahrtausend der Menschheit gesetzt wird, begann schon das Greisenalter. „Die arische (d. h. die indogermanische) Familie, und, nach stark begründeter Annahme, der Rest der weißen Rasse, hatte um diese Epoche aufgehört, absolut rein (*absolument pure*) zu sein,“ und das Verderben durch weitere Mischung hat in den, seitdem verflossenen 18 Jahrhunderten unendlich zugenommen und um sich gegriffen. Die Natur hatte mit den Germanen ihren letzten und besten Trumpf ausgespielt, und da dieser Volksstamm, jetzt über alle Welttheile ausgebreitet, der Vermischung mit den beiden inferioren Rassen nicht länger entgegen kann, welches neue Blatt auszuspielen bliebe ihr da noch übrig? Der Tod ist, wie dem Einzelnen, so auch der gesammten Menschheit gewiß und unvermeidlich; — nur fatal bleibt's, daß den Nationen nicht zuvor Herabsinken zu



nichtiger Thierheit erspart wird, welche ungefähr „mit den wiederkäuenden Büffeln in den stagnirenden Pfügen der Pontinischen Sümpfe“ (S. 354.) auf gleiche Linie kommen dürfte. Also hat die Menschheit, nach ziemlich sicherer Berechnung, noch etwa vier Tausende von Jahren des Lebens (wenn ein Thierleben, was ihr in Aussicht steht, noch Leben heißen kann) vor sich: dann ist es mit ihr ganz aus. Und, woraus leitet man diesen Satz ab? Aus der großartigen Prämisse, welche sich, wie der rothe Faden, durch Hrn. v. Gobineau's ganzes Werk hindurchzieht, alle vollliche Mischung trage Entartung und unabwendbares gesellschaftliches Verderben in ihrem Schooße. Und das wäre thatfächliche Wirklichkeit, welche allein der Hr. Graf am Eingange uns verhieß, keine Theorie? Und wie verschieden, ja gerade umgekehrt, eine andere Auffassung solcher Mischung in unserem Buche (S. 32 fg., 41 fg.)! — —

Halle, Weihnachten 1855.

---